

Zu dieser Ausgabe:

Grundlage des Textes ist die erste deutsche Auflage, die unter dem Titel »Der Mordverdacht. Eine Kriminalgeschichte« 1844 im Verlag der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig anonym erschienen ist. Die Rechtschreibung wurde nur unzureichend der heute üblichen angepasst, offensichtliche Fehler wurden verbessert, viele Eigenarten und Altertümlichkeiten aber auch beibehalten.

Herausgegeben von Mirko Schädel

Erschienen erstmals 1844 in der Arnoldischen  
Buchhandlung in Dresden und Leipzig

1. Auflage 2023: 100 Exemplare

Copyright by Mirko Schädel

[www.krimimuseum.de](http://www.krimimuseum.de)

Umschlaggestaltung: Mirko Schädel

Druck und Bindung: Schaltungsdienst Lange, Berlin

## Vorwort

Dieser Roman erschien zu Ende des vorigen Jahres unter dem Titel: »Men and Women or manorial rights« und fand eine eben so günstige Aufnahme als des Verfassers früheres Werk: »Adventures of Susan Hopley.« Der Name des Verfassers ist, so viel ich weiß, noch nicht bekannt geworden. Die Geschichte, die in ihrer geschickten Verwicklung eben so anziehend als die Aufmerksamkeit spannend ist, scheint, wenn auch nicht durchgängig, doch in den Hauptumständen auf eine wirkliche Thatsache gebaut zu sein. Die Verdeutschung hat weder etwas hinzugefügt, noch Hauptzüge oder irgend einen wesentlichen Umstand aufgeopfert und die Erzählung nur an einigen Stellen zusammengedrängt.

Im April 1844.  
Lindau.

## Erster Theil

### I.

»Mutter,« sprach die hübsche Karoline Rivers, in's Zimmer tretend, »ich habe eben mit Helenen überlegt, was wir auf dem Ball bei Lady Westbury anziehen wollen. Was rathen Sie uns?«

»Nun, liebes Kind, die blaßrothe Gaze mit Atlasstreifen. Ich dünke, Ihr nehmt Euch beide darin sehr hübsch bei Madame Chester aus. Nicht wahr, da habt Ihr sie zuletzt getragen?«

»Ja, Mutter, aber Sie wissen, für den Ball bei Lady Westbury paßt es nicht.«

»Und warum nicht, liebe Karoline?«

»O weil so viele von denselben Gästen da sind. Und wir haben ja die Kleider in diesem Jahre schon so oft getragen.«

»Ich dünke, höchstens viermal.«

»Nun, das ist doch sehr oft, in demselben Anzuge, unter denselben Leuten und in einem Jahre zu erscheinen,« fiel Helene ein.

»Für Brighton würden sie recht gut passen,« sprach Karoline, »oder in irgend eine Gesellschaft hier, woran uns gerade nicht viel liegt, aber gewiß möchte ich nicht gern so bei Lady Westbury erscheinen, wo wir die besten Leute in London finden werden.«

»Nun,« sprach Marie, die etwas jüngere Schwester, die noch nicht in die Welt eingeführt

war – »wenn die Leute so gut sind, so werden sie's wohl entschuldigen, daß Ihr in Euren blaßrothen Kleidern kommt.«

»Was verstehst Du unter so gut, Marie?«

»Nun, Ihr sagtet ja, Ihr würdet die besten Leute in London finden, nicht wahr?«

»Possen, Marie! Du weißt recht gut, was Karoline sagen will. Aber in der That, Mutter, was sollen wir denn anziehen?«

»Nun, liebes Kind, mein Rath war ganz ernstlich gemeint. Ich glaube, Ihr könnt nichts Hübscheres wählen als die Gazekleider.«

»O wenn sie neu wären, würden sie ganz hübsch sein,« sprach Helene.

»Nun, sie sehen so gut als neu aus,« fiel die Mutter ein.

»Aber unter neu verstehe ich, daß man sie vorher noch nicht gesehen hat,« erwiderte Helene. »Man würde sagen: ›Seht da die beiden Fräulein Rivers in ihren ewigen blaßrothen Kleidern!«

»Ei das würde ja schrecklich sein!« rief Marie lachend.

»Ja Marie, Du bist eine Philosophin,« sprach Karoline, »und es kümmert Dich nicht, was andere Leute sagen. Ich mache keinen Anspruch auf so etwas.«

»Und Marie ist noch nicht in die Welt eingeführt,« fiel Helene ein, »und versteht nichts von der Sache. Ich glaube, sie wird ganz anderer Meinung sein, wenn's einmal so weit kommt.«

»O ja, dann wird sie so gut neue Kleider haben wollen, als andere Leute, darauf kannst Du Dich verlassen,« sprach Karoline.

»Ei allerdings,« antwortete Marie, »aber ich glaube, ich werde mich nicht so viel um das Gerede der Leute bekümmern als Du und Helene.«

»Nun, kommt die Zeit, so wird es sich zeigen,« hob Karoline wieder an. »Aber diese Frage geht uns an, weil wir uns darum bekümmern. Ich dachte eben an bLanen Atlas.«

»Sehr gut für ein Mittagessen, aber zu alt und zu schwerfällig für einen Ball, denke ich,« sprach Helene. »Die weiße Gaze mit Silber, die neulich Fräulein Darnley trug, war so schön!«

»Die könnten wir freilich nicht haben,« erwiderte Karoline. »Kommt von Paris, wie sie mir sagte.«

»Wie schwer es ist, etwas zu ersinnen, das man nicht schon gesehen hätte! Es ist so spät in der Jahrzeit, daß Jedermann schon Alles gehabt hat.«

»Ich denke, liebe Kinder, sprach die Mutter, Ihr könntet Euch wohl zu der blaßrothen Gaze entschließen. Ihr würdet nichts Hübscheres finden, selbst wenn Ihr's versuchen wolltet, und ihr habt so viele Kleider, daß ich in der That nicht –«

Was die Mutter weiter sagen wollte, bleibt für jetzt ungewiß, da die Unterhaltung durch Besuch unterbrochen wurde – Sir Everard Lane, Karolinen Anbeter, und Danby, der in demselben Verhältnisse zu Helene stand. Sie waren zu so früher Stunde gekommen, weil Madame Chester eine Gesellschaft zu einer Fahrt nach Richmond zusammenbringen wollte, und die beiden Fräulein Rivers nach ihrem Wunsche dabei sein sollten. Eine entzückende Partie! Vier offene Wagen, eine Fahrt auf dem Flusse, ein feines Mittag-

essen, und niemand sollte zugelassen werden, der nicht allgemein für allerliebste gehalten würde.

»Unter solchen Bedingungen werden Sie nie vier Wagen voll machen,« sprach Karoline.

»Ei ja doch,« erwiderte Sir Everard Lane. »Da sind Sie beide und wir beide für den Anfang.«

»Nun, wir vier möchten leidlich zu einander passen,« sprach Helene. »Allerliebste sind wir, aber ich zweifle sehr, ob eine andere Wagenladung gleicher Meinung sein würde.«

»Nun, wir kümmern uns nicht um anderer Leute Meinung,« sprach Sir Everard Lane, »nur um unsere eigene; mögen sie denken, was sie wollen. Die Hauptsache ist, die Gesellschaft muß zusammengebracht werden, und zwar für nächsten Donnerstag. Sie sind doch ohne Zweifel dabei?«

»Wir können doch, Mutter?« fragte Karoline.

»Nun warum nicht, wenn Madame Chester Euch unter ihre Obhut nehmen will?«

»O gewiß und sehr gern,« sprach Danby. »Sie schickte uns her und sagte, es würde unmöglich sein, etwas ohne Fräulein Karoline und Helene vorzunehmen. Wir gehen sogleich zurück und bringen ihr Nachricht. Es werden so viele Personen von der Partie sein wollen, daß es ihr lieb sein wird, wenn sie bald sagen kann, die Gesellschaft sei vollzählig.«

»Können Sie den Wagen für den Tag uns überlassen, Mutter?« fragte Helene.

»O ganz und gar nicht nöthig,« sprach Sir Everard Lane. »Ich werde meinen neuen Wagen bei der Gelegenheit sehen lassen, und wir vier fahren mit einander, das ist ausgemacht. Einen hübsche-

ren Wagen haben Sie nicht gesehen, Karoline, und vier so schöne eisengraue Pferde! Gewiß, Sie verlieben sich darein.«

»Allerdings,« antwortete Karoline. »Es ist meine Lieblingsfarbe.«

»Kommen Sie, Danby,« rief Sir Everard Lane. »Wir bringen sogleich Nachricht und sagen, daß hier Alles abgemacht ist. Dann besprechen wir das Uebrige. Ohne Zweifel treffen wir uns diesen Abend bei Lady Dynevor?«

»Gewiß, und vergessen Sie's nicht, morgen gehen Sie mit uns in die Oper.«

»Es wird am besten sein, Sie trinken Kaffee bei uns,« sprach die Mutter. »Wir gehen dann mit einander.«

»Recht gern! Und diesen Abend werden wir Ihnen sagen können, daß für Donnerstag Alles in Ordnung ist. Kommen Sie, Danby!«

»Nun, Mutter,« sprach Karoline, als die jungen Herren sich entfernt hatten – wie machen wir's mit den Hüten? Unsere passen nicht für Donnerstag, das ist klar.«

»In der That, Karoline, ich kann Euch keine anderen schaffen.«

»Nun, dann können wir nicht gehen. Schäßige Hüte bei einer solchen Gelegenheit – davon kann gar nicht die Rede sein. Ich sage Ihnen, alle Welt wird neue haben, und die unsrigen sind ganz verschossen.«

»Ja, beim letzten Wettrennen ganz zu Grunde gerichtet,« sprach Helene. »Ich habe mich geschämt, den meinigen seitdem zu tragen.«

»Aber sie müssen gehen, sage ich Euch,« er-

widerte die Mutter. »Diese beiden Hüte kosten acht Guineen.«

»Nun ja, Mutter, Marie Darnley hat einen Hut, der sechs kostet.«

»Aber ihr Vater ist ein reicher Mann, Helene.«

»Aber ich denke, Mutter, Sie werden recht karg,« sprach Karoline. »Sie sagen jetzt immer, was die Sachen kosten, und machen so viele Schwierigkeiten, so oft wir etwas Neues wünschen. Sonst waren Sie nicht so.«

»Vielleicht habe ich meine Gründe, Karoline,« sprach die Mutter seufzend.

»Was für Gründe, Mutter?«

»Was für Gründe, Mutter?« wiederholte Helene, während Marie von ihrer Arbeit aufblickte und ihre Mutter mit ernster Neugier ansah.

»Nichts, liebe Kinder, das ich Euch sagen müßte, erwiderte die Mutter, deren Herz vor dem Gedanken bebte, das Gemüth der beiden Mädchen durch finstere Ahnungen zu trüben. Aber ich wünsche, Ihr möget Eure Ansichten von demjenigen, was für Kleidung nöthig ist, in etwas engere Gränzen ziehen. Vergeßt nicht, daß nicht alle Leute gleiche Mittel haben.«

»Aber Sie wissen, Mutter, wenn man einmal in einem gewissen Kreise lebt, so muß man gewisse Dinge haben,« sprach Karoline.

»Wenn Sie wirklich meinen, Mutter,« sprach Helene, fast lachend, da sie an eine solche Ungeheimtheit kaum glauben konnte – »daß wir keine neuen Hüte haben sollen, so können wir nicht nach Richmond fahren, und wir wollen uns lieber sogleich entschuldigen lassen.«

»Nun, wir wollen sie ansehen, sobald wir uns ankleiden,« antwortete die Mutter. »Ich denke, wenn Euer Mädchen die Hüte ein wenig aufputzte, möchten sie schon angehen. Ich glaube, nur die Blumen haben gelitten, nicht die Hüte. Ich will ihr einige von meinen Blondes und Federn geben, und wir wollen sehen, was sie daraus machen kann.«

»O entsetzlich, Mutter! Sie wissen ja, niemand trägt jetzt Federn oder Blondes auf Hüten, wenigstens nicht junge Leute.«

»Und von allen entsetzlichen Dingen,« fiel Helene ein, »ist ein alter, neu aufgeputzter Hut das schlimmste; er täuscht niemand als die Unglückliche, die ihn trägt. Ich wollte ihn lieber in seiner echten Schäßigkeit sehen lassen.«

Die Unterhaltung wurde wieder durch den Diener unterbrochen; er meldete, es wüsche jemand mit Herrn Rivers zu sprechen.

»Ihr wißt ja, Thomas, der Herr ist ausgegangen, und ich weiß nicht, wann er zu Hause sein wird.«

»Das habe ich ihm schon gesagt,« antwortete der Diener, »aber er sagt, er müsse Sie sehen.«

»Müsse!« rief Karoline. »Wie seltsam! Was für eine Art Mann ist er denn?«

»Ich weiß nicht ob er ein Handwerksmann ist, oder was sonst,« antwortete der Diener, »aber er will nicht gehen, ohne Ihren Herrn Vater oder Ihre Frau Mutter gesehen zu haben.«

»Gut, ich will gehen,« sprach die Mutter, und mit sichtbarem Widerwillen stand sie auf. Führt ihn in's Frühstückszimmer.«

»Ich begreife nicht, was der Vater mit solchen

wunderlichen Leuten zu thun haben kann,« hob Karoline wieder an, als ihre Mutter sich entfernt hatte. »Sie kommen immer her und wollen mit ihm sprechen.«

»Da fährt der Wagen vor,« fiel Helene ein. »Ich denke doch nicht, daß die Mutter ausfahren will. Wir müssen wahrhaftig sehen, was wir zum Ball bei Lady Westbury anziehen wollen.«

Der Diener trat wieder herein und überreichte ein Briefchen auf einem silbernen Teller.

»Von Lady Gage,« sprach Karoline. »Sie wünscht, uns zu sehen, um Verabredungen wegen einer Gruppe auf dem Maskenball bei Lady Dalton zu treffen. Thomas, ist der fremde Mann weggegangen?«

»Nein, er ist noch im Frühstückszimmer,« antwortete der Diener.

»Nun, so geht und fragt meine Mutter, ob sie den Wagen brauche. Sagt, Lady Gage habe uns einladen lassen.«

Der Diener kam alsbald mit der Antwort zurück, die Mutter wolle nicht ausfahren.

»Nun, gehen wir sogleich,« sprach Karoline. »Willst Du mitgehen, Marie?«

»Nein, ich danke Dir,« sprach Marie. »Ich will bei der Mutter zu Hause bleiben.«

Sie hatte einige Zeit allein gegessen, als ihre Mutter, sichtbar aufgeregt und unruhig, wieder in das Zimmer trat. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich an ihren Stickrahmen und nahm die Nadel in die Hand.

Sie schien einige Minuten mit nicht sehr angenehmen Gedanken beschäftigt zu sein, bis sie

endlich aufblickte. »Sind Deine Schwestern ausgegangen, Marie?« hob sie an. »Was will Lady Gage?«

»Sie will über eine Gruppe für den Ball bei Lady Dalton sprechen,« erwiderte Marie.

Ihre Mutter ließ einen Ton hören, der etwas verdrüsslich klang. »Ich wollte,« sprach sie, »daß Lady Gage sie nicht immer in solche Dinge hineinzüge. Es ist sehr unbedachtsam von ihr.«

»Ich glaube, sie hat meine Schwestern gern, weil sie so hübsch sind,« antwortete Marie.

»Nun ja, recht schön, sie sollte aber bedenken, wie kostspielig das ist,« hob die Mutter wieder an. »Zu der letzten Gruppe ward ein Haufen Flitterstaat gebraucht, der nichts kosten sollte, weil er nichts werth war, und am Ende wurden doch zwölf bis fünfzehn Pfund ausgegeben. Ich wollte, ich hätte Deine Schwestern gesehen, ehe sie ausgingen. Sie sind so unbedachtsam.«

»Sie sind immer gewohnt gewesen, Alles zu haben, was sie wünschen,« sprach Marie.

»Sie müssen lernen, ihre Wünsche verständiger zu beschränken,« erwiderte die Mutter etwas strenge, »oder sie müssen weniger ausgeben. In dieser Art kann es nicht fortdauern.«

»Mutter,« sprach Marie nach einer kurzen Pause, »geht irgend etwas unrecht?«

»Was denn, mein Kind?«

»Ich meine, ob unangenehme Dinge vorgefallen sind?«

»Ich verstehe Dich nicht ganz, Marie. Warum meinst Du denn, daß unangenehme Dinge vorgegangen seien?«

»Nun ja, Mutter, Sie sprechen so viel von Kosten, und ich denke, Sie sehen oft bekümmert aus. Auch ist es mir in der letzten Zeit so vorgekommen, als ob der Vater, wenn er zu Hause speisete, und keine Gesellschaft da war, zerstreuter und stiller als gewöhnlich gewesen wäre, und dann –«

»Nun, liebes Kind?«

»Es kommen so viele wunderliche Leute her, die den Vater sehen wollen und sagen, sie müßten mit ihm sprechen, und ich denke zuweilen –«

»Was denkst Du denn, liebes Kind?«

»Nun, ich denke, sie wollen Geld haben.«

»Und wenn's so wäre, Marie?«

»Ist es so, Mutter?« sprach das Mädchen und sah sie bekümmert an.

Die Mutter schwieg eine Minute und suchte einen schweren Seufzer zu unterdrücken und ihre Arbeit fortzusetzen; aber es wollte nicht gehen, Thränen füllten ihre Augen, und sie senkte ihr Haupt, um das Gesicht vor ihrer Tochter zu verbergen.

Marie konnte die Thränen nicht sehen, aber fühlte sie. »Mutter!« sprach sie aufstehend und trat zu ihr. Ihre Mutter bedeckte das Gesicht mit ihrem Taschentuche.

»Liebe Mutter!« sprach Marie und schlang ihren Arm sanft um den Hals derselben.

»O Marie,« seufzte die Mutter und legte ihr Haupt an die Brust des Mädchens – »wie viel Trost gibst Du mir!«

An diesem Tage vereinigten sich mehre Umstände, die selten in dem Hause des Herrn Rivers vorkamen, das heißt, es war keine Gesellschaft